



**VIRGINIA  
COWLES**

**LOOKING FOR  
TROUBLE**

DUMONT

*Bericht einer unerschrockenen Kriegsreporterin*



DUMONT

# VIRGINIA COWLES LOOKING FOR TROUBLE

*Bericht einer unerschrockenen Kriegsreporterin*

»Ein lange übersehener Klassiker, der aktueller und fesselnder nicht sein könnte«

PAULA MCLAIN, AUTORIN VON ›MADAME HEMINGWAY‹

1937 reist die junge US-Amerikanerin Virginia Cowles nach Madrid, um vom Spanischen Bürgerkrieg zu berichten. Bald verkehrt sie in den Kreisen berühmter Journalistinnen und Journalisten wie Martha Gellhorn und Ernest Hemingway. Von Spanien aus folgt sie der Spur des Faschismus über den europäischen Kontinent. Ihr Weg führt sie von der schillernden Welt des Hotel Florida in Madrid bis in die tödliche Kälte des finnischen Winterkriegs. Von den Straßen Berlins in ein geisterhaftes Paris kurz vor der Invasion der Nazis. Sie trifft Churchill zum Lunch und Hitler zum Tee. Vor allem aber ist sie immer dann vor Ort, wenn Geschichte geschrieben wird. In unvergesslichen Bildern, mit einem scharfen Blick fürs Politische und einem noch schärferen fürs Menschliche schildert Virginia Cowles die Tragödie des Zweiten Weltkriegs so unmittelbar, wie wir sie selten gesehen haben.

Zum ersten Mal in deutscher Übersetzung

*Virginia Cowles* wurde 1910 in Vermont geboren. Nach dem Tod ihrer Mutter verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt als Journalistin. Ab 1937 berichtete sie für die Sunday Times, die BBC und NBC aus dem Spanischen Bürgerkrieg und vom weiteren Kriegsgeschehen in Europa. 1941 erschien ihr Buch ›Looking for Trouble‹, das ein Bestseller wurde. Darüber hinaus veröffentlichte sie gemeinsam mit Martha Gellhorn das Theaterstück ›Love Goes to Press‹ (1946) und biographische und historische Werke u. a. über Winston Churchill und die Familie Rothschild. 1983 kam sie bei einem Autounfall in Frankreich ums Leben.

*Monika Köpfer* war viele Jahre als Lektorin tätig und übersetzt heute aus dem Englischen, Italienischen und Französischen. Zu den von ihr übersetzten Autoren und Autorinnen zählen u. a. Mohsin Hamid, Richard Russo, Milena Agus und Agnès Poirier.

VIRGINIA COWLES  
**LOOKING FOR TROUBLE**

Bericht einer unerschrockenen Kriegsreporterin

Aus dem Englischen und mit Anmerkungen  
von Monika Köpfer

**DUMONT**

Die englische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel  
›Looking for Trouble‹ bei Faber & Faber, London.

Copyright © The Estate of Virginia Cowles 1941  
Vorwort © Christina Lamb, 2021

eBook 2022

© 2022 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln  
Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Monika Köpfer

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildungen: Flugzeuge: © CPA Media Pte Ltd/Alamy  
Stock Photo; Mikrofon: © SuperStock/Alamy Stock Photo

Satz: Fagott, Ffm

eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN eBook 978-3-8321-8266-3

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

Für  
meine Schwester Mary  
in Liebe

## VORWORT VON CHRISTINA LAMB

Eine meiner Lieblingsanekdoten von Virginia Cowles handelt davon, dass Lloyd George ihren Artikel über den Spanischen Krieg in der *Sunday Times* gelesen hatte und so beeindruckt davon war, dass er ihn im Parlament zitierte und Winston Churchills Sohn Randolph bat, den Autor zum Mittagessen in sein Landhaus mitzubringen. Der Artikel war ohne Verfasserangabe erschienen, und so war Lloyd George, als er die bezaubernde junge Amerikanerin erblickte, ziemlich verdutzt. »... als ich aus dem Wagen stieg, sah mich der alte Herr mit einem Ausdruck der Überraschung an, der fast schon an Verärgerung grenzte«, schrieb Virginia Cowles später. »Vermutlich war es ein unangenehmer Schock für ihn, herauszufinden, dass es sich bei der Autorität, die er da zitiert hatte, in Wirklichkeit um eine junge Frau, einen Grünschnabel, handelte.«

Doch irgendwann fing er sich wieder. Er zeigte ihr seine Hühner, Schweine und Kühe und sah, »so wie er in seinem grünen Mantel, mit wehenden langen weißen Haaren und von der Kälte geröteten Wangen ... über seine Felder stapfte, fast wie ein biblischer Prophet aus«; zum Abschied schenkte er ihr ein Glas Honig und ein Dutzend Äpfel.

Eine Episode, wie sie typisch für Cowles ist: Voller Selbstironie offenbart sie eine beeindruckende Liste von Kontakten – fast grenzt es an Namedropping – und ein gutes Auge für aufschlussreiche Details.

Obwohl ich selbst Kriegsberichterstatterin bin und als Heranwachsende die Arbeiten von Martha Gellhorn, Lee Miller und Clare Hollingworth etc. verschlang, deren Berichte über den Zweiten Weltkrieg meiner Generation den Weg ebneten, muss ich zugeben, dass es eine Weile dauerte, bis deren Zeitgenossin Virginia Cowles auf meinem Radar auftauchte, obwohl sie doch für dieselbe Zeitung arbeitete, für die ich heute tätig bin. Nachdem ich ihre Tochter Harriet kennengelernt hatte, las ich dieses Buch – und es haute

mich um. Allein schon die Vorstellung, wie die sechszwanzigjährige Debütantin aus Boston in einem maßgeschneiderten Kostüm, Pelzjacke und Pumps mitten im Spanischen Bürgerkrieg aufkreuzte, mit einer Schreibmaschine und einem Koffer mit drei Wollkleidern darin. »Meine einzige Qualifikation als Kriegskorrespondentin war Neugierde«, schreibt sie.

Neugierde ist natürlich wichtig, genauso wie Entschlossenheit, und die hatte sie im Überfluss – war sie doch eine der wenigen, die von beiden Seiten der Front aus über den Spanischen Bürgerkrieg berichtete. Und noch etwas hatte Cowles, wie dieses Buch eindrücklich belegt – die erstaunliche Gabe, Szenen so anschaulich zu schildern, dass man sie sofort vor Augen hat. Man kann sich kaum einen fesselnderen Bericht über den Reichsparteitag in Nürnberg vorstellen als ihre Beschreibung der »Feuerschalen auf der Tribüne des Zeppelinfelds« mit den »in der Dunkelheit lodernden orangen Flammen«, der »Trommelschläge, die wie das dumpfe Pochen von Tomtoms aus der Ferne klangen ...«, des »schimmernde(n) Meer(s) von Hakenkreuzfahnen« und wie Klaustrophobie sie erfasste, während sie verfolgte, wie Hitler die Menge in eine delirierende Ekstase versetzte.

Außerdem schien sie fast jeden gekannt zu haben, der Rang und Namen hatte. Ein paar Tage nach dieser Kundgebung nahm sie an einer Teegesellschaft, die für Hitler gegeben wurde, teil. Dort wird sie Zeugin seiner bizarren Freundschaft mit der vierundzwanzigjährigen Unity Mitford, die ihr beim Abendessen von Hitlers Vorliebe für Gesellschaftsklatsch erzählt und davon, wie brilliant er Göring, Goebbels und Mussolini nachahme, und meinte, er könnte, wäre er nicht der Führer, eine Menge Geld mit Auftritten auf Varietébühnen verdienen. Leichthin versichert Unity ihr, Hitler habe nicht vor, Krieg zu führen. »Der Führer möchte nicht, dass seine neuen Bauwerke zerbombt werden«, sagt sie.

Nachdem sie wütend aus der unheilschwangeren Tschechoslowakei zurückgekehrt ist und England und Frankreich auf der Münchner Konferenz im September 1938 Hitler-Deutschland erlaubt haben, das Sudetenland zu annektieren, ist Virginia Cowles zu einem Abendessen mit einem der



Architekten des Münchner Abkommens, Lord Chamberlain, eingeladen. Hitler »verliert allmählich an Macht«, versichert er ihr.

Die Tatsache, dass Virginia Cowles sämtlichen Schlüsselfiguren begegnete, hat den ein oder anderen veranlasst, sie als »Forrest Gump des Journalismus« zu bezeichnen. Ein andermal speist sie bei Winston Churchill zu Mittag, der ihr, nachdem er im Teich nach seinem verloren gegangenen Goldfisch gesucht hat, seine selbst gemalten Gemälde zeigt und zu einer Schmäherei über Chamberlain ansetzt, weil dieser nicht erkennt, welcher Bedrohung sich Großbritannien gegenübersteht. Und immer wieder ist irgendein Lord oder Adelige genau in dem Moment zur Stelle, wenn sie eine Mitfahrgelegenheit in einem Flugzeug braucht. Aber das sollte uns vielleicht nicht weiter überraschen: Schließlich hat Virginia Cowles ihre Karriere als Gesellschaftskolumnistin in New York begonnen, und zwar als sie für *Harper's Bazaar* über Mode, Abschlussbälle und zerbrochene Romanzen schrieb.

In der Tat war ihre eigene Lebensgeschichte genauso bemerkenswert wie das, worüber sie schrieb. 1932 stellte der tragische vorzeitige Tod ihrer Mutter Florence aufgrund einer Blinddarmentzündung die Weichen für ihre Karriere als Auslandskorrespondentin. Florence hatte eine Lebensversicherungspolice im Wert von 2000 Dollar – was heute in etwa 44000 Dollar entspricht – hinterlassen, und Virginia, damals gerade einmal zweiundzwanzig, überredete ihre Schwester, das Geld im Gedenken an ihre Mutter für eine Weltreise zu verwenden.

Es gelang ihr, den Hearst-Blättern die Idee einer Reisekolumne schmackhaft zu machen, und sie schrieb im Laufe des nächsten Jahres eine Reihe von Artikeln über ihre Reisestationen, von Tokio bis Rom, wo ihr, nicht weiter überraschend, Mussolini ein paar Tage nach seiner Invasion von Abessinien ein Interview gewährt. Davor ist sie so nervös, dass sie das Mittagessen auslassen muss. Ihre »außenpolitischen Kenntnisse nahmen sich bescheiden aus ... Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wie man ein Interview führt ...« Aber sie hätte sich nicht so viele Gedanken machen müssen. Im Palazzo Venezia, wo sie von zwei Wache haltenden Schwarzhemden mit dem römischen Gruß empfangen wird, hält der Duce

ihr einen Vortrag darüber, warum Italien ein Recht auf ein eigenes Imperium hat.

Bald bekommt sie einen Crashkurs in Sachen Außenpolitik und Frontjournalismus, nachdem sie ihre Redakteure davon überzeugt hat, sie nach Spanien zu schicken, wo Freiwillige aus der ganzen Welt hinströmen, um gegen Francos faschistische Streitkräfte zu kämpfen. Vorzüglich beschreibt sie, wie sie auf der Gran Vía in Madrid zum ersten Mal unter Artilleriebeschuss gerät: »Einen Augenblick später hörte ich ein Geräusch wie das Reißen von Stoff. Zuerst harmlos, dann wuchs es zu einem Zischen an; den Bruchteil einer Sekunde lang herrschte Stille, dann raste eine Granate mit ohrenbetäubendem Lärm in das weiße Steingebäude der Telefongesellschaft am Ende der Straße. Backsteine und Holzbalken krachten zu Boden, und eine Staubwolke stob auf ... Wie von einem jähen Windstoß weggefegte Papierfetzen rannten die Menschen in alle Richtungen davon, suchten Schutz in Hauseingängen und Vorhallen.«

Zu fast jedem Krieg gehört ein legendäres Journalistenhotel, und in Madrid war es das Hotel Florida, das Virginia Cowles eindrücklich beschreibt: »Da waren Idealisten und Söldner; Gauner und Märtyrer; Abenteurer und *embusqués* – Drückeberger –; Fanatiker, Verräter und regelrechte Clochards. Sie waren wie ein sonderbares Sortiment Perlen, aufgefädelt auf grobem Kriegszwirn.« Zu den dort abgestiegenen Journalisten zählten Tom Delmer vom *Daily Express*, in dessen Zimmer sich alle trafen, während sein Grammophon laut Beethovens Fünfte über den Artillerielärm hinweg schmetterte, und Ernest Hemingway, der zusammen mit einem jungen amerikanischen Stierkämpfer, seinem Kumpel und Handlanger, in seinem Zimmer im ersten Stock Hof hielt. Cowles schien nicht sonderlich beeindruckt von ihm gewesen zu sein, mit seinen »schmutzigen braunen Hosen und dem zerrissenen blauen Hemd«. Wobei das dem Vernehmen nach auf Gegenseitigkeit beruhte, behandelte Hemingway die junge naive Frau mit ihren Goldarmbändern und Pumps doch angeblich mit Herablassung. Das hinderte sie nicht daran, zusammen mittagessen zu gehen. Bei dieser Gelegenheit begegneten sie »einem von Kopf bis Fuß in Taubengrau gekleideten Mann mit pikierter Miene« und

»marmorbraunen Augen«, der sich als der »Scharfrichter« von Madrid entpuppte. Er setzt sich zu ihnen an den Tisch und bestellt eine Karaffe Wein, und als sie hinterher das Lokal verlassen, warnt Hemingway sie: »Aber denk daran, er gehört mir«, und macht ihn später zu einer Figur in seinem Theaterstück *Die fünfte Kolonne*.

Sie unternahm mit Hemingways Freundin, der amerikanischen Journalistenkollegin Martha Gellhorn, einen Schaufensterbummel; sie besahen sich Pelze und Parfümflakons und gingen anschließend auf einen Cocktail in die Miami-Bar. Cowles wurde von ihren Kollegen misstrauisch beäugt, weil sie im Unterschied zu den meisten anderen, die parteiisch waren, also entweder mit den Republikanern oder den Kommunisten sympathisierten, von beiden gegnerischen Lagern aus berichtete.

Mochte sie auch nicht die gleiche gerechte Wut wie Martha Gellhorn an den Tag legen, so zeigte sie eine aufrichtige Anteilnahme an den menschlichen Schicksalen und richtete ihr Augenmerk genau wie ihre Landsfrau auf das immense menschliche Leid, das die Konflikte verursachten. Bald offenbart sich ihre Gabe, mit ihrem Charme jedem x-beliebigen Menschen Informationen zu entlocken, außerdem hatte sie eine große Portion Journalistenglück, das sie oftmals zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein ließ. Einmal verirrt sie sich, als sie zu dem Frontabschnitt hinausfährt, an dem die Internationalen Brigaden kämpfen, und findet sich im Divisionshauptquartier der Russen wieder, die die Republikaner ausbilden, was streng geheim war. Der russische General, der ihr zunächst feindselig begegnet, aber ganz offensichtlich fasziniert von ihr ist, schickt kurz darauf einen Wagen nach Madrid, um sie erneut zu ihnen hinauszubringen und ihr dann Champagner und wilde Erdbeeren sowie seine marxistischen Prinzipien aufzunötigen. Zum Abschied schenkt er ihr eine rote Rose.

Nach ihrer Spanienzeit zuckte Cowles beim Knallen eines Auspuffs oder Dröhnen eines Staubsaugers zusammen, aber abzuschrecken vermochte diese Erfahrung sie nicht. Stattdessen reiste sie von nun an unermüdlich durch Europa, das an der Schwelle zum Krieg stand, während in einem Land nach dem anderen die Lichter ausgingen. Sie gab nicht an mit ihrem

Mut, obwohl sie immer wieder ein hohes Risiko einging: Um von der Zerstörung Polens zu berichten, reist sie mit einem Boot über den Ärmelkanal, eine Zickzackfahrt, um den deutschen U-Booten zu entkommen, die vierzehn Stunden dauert. Schließlich gelangt sie nach Rumänien, wo sie durch Zufall ihrem Freund Lord Forbes begegnet, der sie in seinem Privatflugzeug über die Grenze mitnimmt; in einem Hotel trifft sie zahlreiche verstörte Polen, die vor den deutschen Panzern und Bomben geflohen sind. Darunter drei Kinder, die auf Koffern sitzen und auf ihre Eltern warten, die womöglich nicht mehr kommen werden.

Von dort geht es zurück nach London und dann gleich weiter nach Finnland, um aus dem heute fast vergessenen Winterkrieg zu berichten. Nachdem ihr Land im November 1939 von der Sowjetunion überfallen worden war, verblüfften die Finnen die ganze Welt durch ihren Kampfgeist – eine kleine Anzahl von Soldaten auf Skiern, die »wie Gespenster« durch die Wälder glitten und die Offensive zunächst zurückschlugen. Als in Folge einer Anschuldigung wegen sexueller Belästigung Journalistinnen von der Front verbannt werden, lässt sie ihre Kontakte spielen, und es gelingt ihr, in die Stadt Rovaniemi nahe des nördlichen Polarkreises zu gelangen, diesmal angemessener gekleidet. Man nimmt sie mit in ein Gebiet, wo ein paar Wochen zuvor die Finnen zwei russische Divisionen ausgelöscht haben. Es ist die »schauderhafteste Szenerie, die ich je erblickt habe«, auf einer Länge von über zehn Kilometern sind Straßen und Wälder von Leichen und Pferdekadavern übersät – einige »so hart gefroren, dass sie an versteinertes Holz erinnern«. Doch alles war umsonst, denn aufgrund mangelnder internationaler Unterstützung müssen sich die Finnen schließlich einem Friedensvertrag beugen, der sie zur Abtretung von mehr als zehn Prozent ihres Territoriums zwingt.

Im Juni 1940 näherten sich die deutschen Truppen Paris. Da sie unbedingt dort sein möchte, glaubt sie doch, es wird zu einem langwierigen Verteidigungskampf der Franzosen kommen, fliegt sie nach Tours und erwischt den, wie sich herausstellt, letzten Zug nach Paris. Als sie eintrifft, scheinen alle Bewohner die Hauptstadt verlassen zu haben. Irgendwie treibt

sie ein Taxi auf, nimmt eine junge Frau mit, die sich als Prostituierte entpuppt, und findet heraus, dass sämtliche Hotels geschlossen und ihre Freunde alle abgereist sind. Sie schließt sich Tom Healy vom *Daily Mirror* an, der einen Sportwagen besitzt, und zusammen fahren sie an der Seine entlang und dann in Richtung Süden. Sie erleben außergewöhnliche Szenen: »Lärm und Chaos, Schreie, Geheul, Fluchen, Tränen ... Alles, was vier Räder und einen Motor hatte, kam zum Einsatz, egal in welchem Zustand des Verfalls es auch war; da waren Taxis, Eiscreme-Laster, Bäckerei-Lieferwagen, Parfümerie-Anhänger, Sportcabrios und Pariser Linienbusse, allesamt bis unters Dach vollgepackt. Ich sah sogar einen Leichenwagen mit Kindern.«

Zu guter Letzt landet sie wieder in London, wo sie über »The Blitz« und die Luftschlacht um England berichtet. Über Dover schreibt sie: »Wir wussten, dass viertausendfünfhundert Meter über unseren Köpfen über das Schicksal der Zivilisation entschieden wurde, in einer Sphäre aus Sonne, Wind und Himmel.« Sie zog von der Stadt aufs Land, um *Looking for Trouble* zu schreiben, vordergründig ein Erinnerungsbuch über ihre journalistischen Heldentaten, aber ebenso ein Appell an ihr Heimatland, in den Krieg einzutreten.

Schon immer von Großbritannien fasziniert, machte sie es zu ihrer Wahlheimat und heiratete nach dem Krieg den Journalisten und Unterhausabgeordneten Aidan Crawley, mit dem sie drei Kinder bekam. Sie schrieb, zusammen mit Martha Gellhorn, ein Bühnenstück über Kriegsreporterinnen sowie zwölf weitere Bücher über einige ihrer reichen Bekannten wie etwa die Astors und Rothschilds, außerdem eine Reihe historischer Biografien.

Wenn heute fast genauso viele Frauen aus Kriegsgebieten berichten wie Männer, ist dies Frauen wie Virginia Cowles zu verdanken, die zeigten, dass es möglich ist. Es ist mir ein Rätsel, warum sie nicht die gleiche Anerkennung erfährt wie Martha Gellhorn.

*Looking for Trouble* wurde zu einem Bestseller, als es 1941 zum ersten Mal veröffentlicht wurde, und ich hoffe, dass die Neuauflage diese Autorin einer ganz neuen Generation erschließen wird.

## PROLOG

An jenem Novemberabend (dem Abend des Waffenstillstands) schienen die drei Staatenlenker Großbritanniens, der Vereinigten Staaten und Frankreichs die Herren der Welt zu sein. Ihr jeweiliges Volk stand bis ins letzte Glied hinter ihnen, bejubelte den Sieg und war voller Dankbarkeit und Vertrauen gegenüber ihren Oberhäuptern, die sie dorthin geführt hatten. Sie hatten die Befehlsgewalt über Armeen von überwältigender Stärke und Flotten, ohne deren Erlaubnis kein Schiff die Meere kreuzte, sei es auf oder unter der Wasseroberfläche. Einträchtig vereint waren sie in der Lage, alle notwendigen weisen und richtigen Entscheidungen zu treffen. Und diese drei Männer hatte die Kameradschaft im Kampf gegen einen gefürchteten Feind über nationale und Interessensunterschiede und Landes- und Meeresdistanzen hinweg zusammenrücken lassen. Gemeinsam hatten sie das Ziel erreicht. Nun hielten sie den uneingeschränkten und unvergleichlichen Sieg in Händen. Was würden sie damit anfangen?

*The World Crisis: The Aftermath*  
(»Die Weltkrise: Die Nachwirkungen«)  
Winston S. Churchill, März 1929

Hier in London scheint der Vollmond herab, und man hört das Dröhnen der deutschen Bomber. Die Straßen sind verwaist, doch hin und wieder zerreißt das Knattern von Kanonen die Stille.

In Nächten wie dieser fragt man sich, ob künftige Historiker in der Lage sein werden, den Lesern die Erhabenheit dieser gewaltigen Hauptstadt vor Augen zu führen; die seltsame Schönheit der verdunkelten Gebäude im Mondschein; das Rascheln des Windes und das Seufzen der Bomben; die langen weißen Finger der Suchscheinwerfer und das Heulen der Granaten,

das zu den Sternen aufsteigt. Werden sie begreifen, wie gewaltsam Menschen starben: wie leise die Menschen lebten?

Vor langer Zeit machten sich Briten auf, Herren über das Meer zu werden, aus Angst, es würde sie auf ihrer Insel in Gefangenschaft halten. Heute beschützt dieses Meer sie vor ihren Feinden, und solange die großen Wasserwege unter ihrer Kontrolle bleiben, kann ihr Land nur aus der Luft angegriffen werden.

Noch hat sich der Luftraum nicht als entscheidend erwiesen. Dem Bombenterror bei Nacht begegnen die Menschen mit unerschütterlichem Kampfgeist, und bei Tag setzt die Royal Air Force den Präzisionsangriffen der deutschen Bomber erbitterte Attacken entgegen.

Die Luftschlacht über der englischen Küste war spektakulärer als je eine Schlacht zuvor. Wenn sich deutsche Flugzeuge in Massenförmigkeit den Klippen von Dover näherten, wurden sie zuerst vom Sperrfeuer der Flugabwehrkanonen empfangen und dann dem Geheul der flinken Jagdflugzeuge. Viele dieser Kämpfe wurden über dem Meer ausgetragen. Oft habe ich im Sonnenschein hoch oben auf dem Shakespeare Cliff gestanden, anderthalb Kilometer vom Ort entfernt, und mit einem surrealen Gefühl den extrem wendigen und bisweilen abrupt abdrehenden Maschinen zugesehen. Irgendwie war es schwer zu fassen, dass dies wirklich die Kämpfe waren, von denen das Schicksal der Zivilisation abhing; dass auch wenn die modernen Armeen zig Millionen Soldaten zählen, das Meer ihnen Grenzen aufzeigte und die Angelegenheit von einer Handvoll Männer oben am Himmel geregelt wurde.

Von all den Tagen, die ich in Dover verbrachte, ist mir der 15. August am lebhaftesten in Erinnerung geblieben. An diesem Tag schoss die Royal Air Force einhundertachtzig Flugzeuge ab, ein Rekord. Ich war mit Vincent Sheean aus London hergefahren, und während wir auf den Klippen standen, versuchten wir, die Facetten des Dramas wie Puzzleteile zusammenzufügen. Fast überall am ganzen Himmel passierte etwas. Zur Rechten sahen wir ein Flugzeug wie einen Stein ins Meer stürzen und vor dem blauen Hintergrund eine lange schwarze Rauchfahne hinter sich herziehen; zur Linken einen der großen silbrigen Sperrballone, der in Flammen stand; direkt darüber einen

Jäger, der auf einen Bomber hinabstieß, und einen urplötzlich aufflatternden winzigen Fallschirm – von einem der Piloten, der abgesprungen war; und die ganze Zeit hörten wir das abgehackte Knattern des Flugabwehrfeuers und sahen weiße Rauchwolken am Himmel aufschießen.

Während einer dieser Kampfhandlungen betrachtete ich durch ein Fernglas einen kleinen Trawler, der unten im Hafen ankerte. Offenbar hatte sich die Mannschaft an die erbitterten Zusammenstöße hoch oben in der Luft gewöhnt, jedenfalls schien keiner der Männer ihnen Beachtung zu schenken. Einer lag schlafend an Deck, ein anderer wusch seine Kleider, ein dritter las Zeitung. Ein paar Stunden später wurde auf dem Trawler die Flagge gehisst, dann nahm er Fahrt auf und tuckerte den Ärmelkanal hinab. Fast hatte es etwas Arrogantes, als wollte er die Botschaft aussenden: »Finger weg; dieses Meer gehört uns.«

Eine geraume Weile verfolgten wir das Kampfgeschehen, dann drehte sich Vincent zu mir um und sagte: »Es ist schon komisch, wenn man bedenkt, dass das Ganze dort unten angefangen hat.« Er nickte vage zum Nebel hin.

»Wo unten?«

»In Spanien.«

Zweifelsohne werden künftige Historiker rätseln, warum man keine Lehren aus dem Ersten Weltkrieg gezogen hatte; sie werden den Kopf darüber schütteln, dass sich die drei großen Demokratien weigerten, sich die Hände zu reichen und ihre Verantwortung als Wächter des Weltfriedens wahrzunehmen. Sie werden den Ursachen der gegenwärtigen Feuersbrunst nachspüren und auf das Scheitern des Völkerbundes stoßen, auf die Mandschurei im Jahr 1931 deuten und auf Abessinien im Jahr 1935. Doch dann werden sie sich Spanien im Jahr 1936 zuwenden müssen, wo der erste Kanonendonner die Stille Europas störte. Und dort, in Spanien, beginnt meine Geschichte.

Ich habe die Dörfer Spaniens brennen sehen und bin der Spur der Flammen quer über die europäische Landkarte gefolgt. Sie breiteten sich in Richtung Norden aus, verbrannten die Wälder Böhmens, verwüsteten die polnische Tieflandebene und versengten sogar die Wälder der Arktis. Dann



bliesen die verheerenden Winde der Eroberungszüge sie nach Norwegen. Sie fegten durch Holland und Belgien und verkohlten die fruchtbaren Felder Frankreichs, sodass sich dort kein Leben mehr rührt.

Der Teil, den ich gesehen habe, ist klein, gemessen an dem Bild, das die Geschichte zeichnen wird, aber er hat mir gezeigt, dass der heutige Krieg nicht nur eine Angelegenheit zwischen einzelnen Nationen ist. Bei diesem Ringen geht es darum, Gerechtigkeit und Gnade auf Erden zu bewahren, und um nichts weniger als den Erhalt der Menschenwürde.

London, Mai 1941

TEIL I

# REPUBLIKANISCHES SPANIEN

## REISE IN DEN KRIEG

Wenn Sie einen Blick in die Zeitungen vom März 1937 werfen, wird Ihnen eine Reihe von Ereignissen in Erinnerung gebracht: dass die *Normandie* einen neuen Rekord bei der Atlantiküberquerung aufstellte; dass der belgische König Leopold London besuchte; dass Neville Chamberlain Stanley Baldwin als britischer Premierminister nachfolgte; dass das verlorene Tagebuch von Dr. Samuel Johnson gefunden wurde; dass Königin Marie von Rumänien schwer krank war; und dass Noël Coward eine Erholungspause einlegte.

Auch werden Sie lesen, dass General Franco eine Offensive startete. Am 10. März berichteten die Zeitungen, dass seine Truppen die Verteidigungslinien von Madrid durchbrochen hatten, und tags darauf schrieb der Korrespondent des *Daily Telegraph*:

Die Nationalisten sind in zwei Tagen neunundzwanzig Kilometer vorgerückt. Sie stehen jetzt vierundzwanzig Kilometer vor Guadalajara. Den Verteidigern von Madrid ist klar, dass die Schlacht um Guadalajara über das Schicksal der Hauptstadt entscheiden wird.

Ein paar Tage später sickerte nicht nur durch, dass Madrid noch immer stand, sondern dass Francos italienische Legionäre geschlagen worden und geflohen waren und dass die Offensive der Nationalisten im ersten (und auch letzten, wie sich herausstellen sollte) Sieg der Republik gemündet hatte.

Eine Woche nach der Schlacht um Guadalajara reiste ich zum ersten Mal nach Spanien. Um halb sechs Uhr morgens stand ich am Toulouser Flugplatz und wartete auf ein Flugzeug, das mich nach Valencia bringen würde. Es herrschte pechschwarze Nacht und war bitterkalt. Der Raureif

auf dem Boden schimmerte wie ein Leichentuch in der Dunkelheit, und die roten Glühbirnen, die den Flugplatz markierten, leuchteten gespenstisch. Plötzlich überkam mich Mutlosigkeit angesichts der bevorstehenden Reise.

Meine einzige Qualifikation als Kriegskorrespondentin war Neugierde. Auch wenn ich schon etliche Reisen in Europa und im Fernen Osten unternommen und zahlreiche Artikel verfasst hatte, hauptsächlich für die Rubrik »Was in der Welt geschah« der diversen Hearst-Zeitungen, waren meine Abenteuer stets friedlicher Natur gewesen. Tatsächlich hatte ich nach einer zwölfmonatigen Reise von London nach Tokio 1934 einen Artikel für *Harper's Bazaar* geschrieben, der sich traurigerweise bald als überholt erweisen sollte. Er trug den Titel: »Diese ach so sichere Welt«.

Als in Spanien der Krieg ausbrach, erkannte ich darin die Gelegenheit für etwas spannungsgeladenerer Reportagen; ich dachte, es wäre interessant, über beide Seiten zu berichten und eine Artikelserie zu schreiben, in denen ich die Kontrahenten einander gegenüberstellte. Ich überzeugte Mr T.V. Ranck, den Leiter der Hearst-Zeitungen, von meiner Idee und reiste glücklich nach Europa. Ich kannte niemanden in Spanien und hatte nicht die leiseste Ahnung, wie man einen solchen Auftrag anging. Erst als ich in Paris war, entwarf ich einen Plan. Und dann fand die Schlacht von Guadalajara statt. Ich las über den heroischen Widerstand des belagerten Madrid und beschloss, dass die spanische Hauptstadt offensichtlich der beste Ort war, um meine Mission zu beginnen.

Freunde in Paris ermutigten mich indes nicht. Sie warnten mich, dass ich, wenn ich mich nicht schäbig kleidete, auf der Straße »abgeknallt« würde; einige rieten mir zu Männerkleidung; andere gar zu Lumpen. Zu guter Letzt nahm ich drei Wollkleider und eine Pelzjacke mit.

Auch erzählten sie mir unzählige Gräueltgeschichten und weissagten, entweder würde mein Flugzeug unterwegs nach Valencia abgeschossen oder ich käme spätestens auf der Straße nach Madrid bei einem Bombenangriff um. Ich hatte nicht viel auf ihre düsteren Prophezeiungen gegeben, aber als ich jetzt auf dem Flugplatz stand, zog eine Reihe unheilvoller Bilder vor meinem geistigen Auge vorbei. Ich begab mich in den Warteraum, um einen Kaffee zu trinken, und die Tatsache, dass

niemand besonders aufgeregt schien angesichts des bevorstehenden Flugs in das gefahrenvolle, »kriegsgebeutelte« Spanien, beruhigte mich ein wenig. In dem Raum befand sich lediglich ein halbes Dutzend Menschen; die einen lasen eine der Abendzeitungen vom Vortag, andere schliefen am Tisch, den Kopf auf die Arme gelegt. Es war so kalt, dass die französischen Mechaniker auf und ab wanderten und immer wieder an dem kleinen Ofen haltmachten, um die Hände zu wärmen. Schließlich ging die Tür auf, und ein Mann verkündete, das Flugzeug sei startbereit. Ich bezahlte meinen Kaffee, und als ich aufstand, kam ein alter Mann mit Baskenmütze, der die ganze Zeit still beim Ofen gesessen hatte, zu mir herüber, ergriff meine Hand und sagte mit vor Rührung bebender Stimme: »*Bonne chance, mademoiselle, bonne chance.*« Mit dem Gefühl drohenden Unheils stieg ich in das Flugzeug.

Der Flug nach Barcelona dauerte nur eine Stunde. Den Großteil der Flugzeit schwebten wir über den Pyrenäen. Die Berge waren schneebedeckt, und anfangs schienen sie grau und weit entfernt; dann ging die Sonne auf und tauchte sie in feuriges Rosa. Ich erinnere mich noch genau an die ersten Eindrücke von Spanien, die sich mir boten, während das Flugzeug kreisend zur Landung ansetzte und ich mich anschließend ins Wartezimmer des Flughafens begab. Die Szenerie war so friedlich, es war fast unpassend. Eine Frau saß hinter dem Schalter und strickte an einem Pullover, zwei alte Herren in schwarzen Cordanzügen tranken an einem Tisch Schnaps, und ein kleines Mädchen lümmelte sich am Boden und spielte mit einer Katze. Sie begrüßten den französischen Piloten herzlich, aber als dieser eine Bemerkung über den Krieg machte und sich nach den neuesten Ereignissen erkundigte, zuckte einer der beiden alten Männer desinteressiert mit den Schultern und sagte: »Der Krieg geht Katalonien nichts an. Wir wollen damit nichts zu tun haben; wir wollen einfach nur in Ruhe gelassen werden.«

Während ein gleichgültiger Zollbeamter unser Gepäck inspizierte, tranken wir Kaffee, und eine Stunde später waren wir in Valencia.

Valencia war eine brodelnde Ansammlung von Menschen. Die Stadt war vorübergehender Regierungssitz, und die Bevölkerung war von

vierhunderttausend auf über eine Million angeschwollen. Die Leute strömten durch die Straßen, bevölkerten die Plätze, standen in Trauben vor den Eingängen, drängten sich an den Stränden und schoben sich unermüdlich über die Märkte, hin zu Läden und Cafés. Überall herrschte Lärm und Chaos. Pferdewagen ratterten über das Kopfsteinpflaster, Automobile mit amtlichen Aufklebern an den Windschutzscheiben brausten halsbrecherisch über die Hauptverkehrsstraßen und machten ausgiebig Gebrauch von ihren Hupen. Mauern waren mit grellen Plakaten tapeziert, auf denen die übel zugerichteten Körper von Frauen und Kindern abgebildet und die mit einem einzigen Wort beschriftet waren: »Faschismus!« Irgendwo in der Straße schmetterte ein Grammofon fröhlich: »I can't give you anything but love, baby.«

Der Fahrer setzte mich vor dem Büro von Air France an der Hauptstraße ab, und ich betrachtete verwirrt die Szenerie. Ich fragte nach dem Weg zum besten Hotel der Stadt, und der Mitarbeiter meinte, es seien nicht ganz zwei Kilometer die »Straße runter«. Es war unmöglich, einen Gepäckträger oder ein Taxi zu bekommen. Ich hatte nur einen Koffer und eine Schreibmaschine dabei, also machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Die Menschen in den Straßen gehörten allem Anschein nach der Arbeiter- oder Handwerkerschicht an und waren allesamt schwarz gekleidet; die Frauen trugen schwarze Baumwollkleider und Schals oder Kopftücher, die Männer schwarze Anzüge und Baskenmützen. Hin und wieder blieb jemand stehen und starrte mich finster an, und zuerst dachte ich, es liege daran, dass ich die einzige Person mit Hut war; doch plötzlich wurde mir klar, dass die gelbroten Streifen, die unabsichtlich meinen Koffer zierten, die Farben von General Franco waren.

Als eine Straßenbahn neben mir hielt, kletterte ich unsicher hinein, musste aber bereits an der nächsten Haltestelle wieder aussteigen, da ich kein spanisches Geld hatte und es mir nicht gelang, den Schaffner davon zu überzeugen, dass er mit dem Zehn-Franc-Schein, den ich ihm hinhielt, ein gutes Geschäft machen würde.

Endlich erreichte ich das Hotel Bristol, musste aber feststellen, dass es heillos überfüllt war. Einige Menschen schliefen sogar in Sesseln in der

Lobby. Ich gab mein Gepäck auf und ging zum Mittagessen in den Speisesaal. Das Restaurant war bevölkert von den unterschiedlichsten Sorten von Menschen: Nur wenige sahen wie Spanier aus, und später erfuhr ich, dass sie alle im Kielwasser des Kriegs in Valencia gelandet waren – Geschäftsleute, *agents provocateurs* [1], freiwillige Helfer, Spione und Ganoven. Ich fragte den Kellner, ob amerikanische oder englische Korrespondenten im Hotel wohnten, und er antwortete, Mr Kennedy von Associated Press sitze an einem Tisch am anderen Ende des Restaurants. Ich ließ ihm eine Nachricht überbringen, in der ich ihm kurz meine Notlage schilderte, verbunden mit der Frage, ob er mir irgendwie behilflich sein könne.

Mr Kennedy war ein tougher junger amerikanischer Reporter, der sich sofort für mich ins Zeug legte, und dafür war ich ihm zutiefst dankbar. Binnen einer Stunde hatte er den Geschäftsführer des Hotels so eingeschüchtert, dass dieser doch noch ein Zimmer für mich auftrieb, und mich mit dem Auslandspresseschef bekannt gemacht, der mir für den übernächsten Tag eine Fahrt mit dem Auto nach Madrid organisierte.

Ich erinnere mich, wie ich Kennedy mit unzähligen Fragen zum Krieg löcherte, und um uns ungestört unterhalten zu können, mieteten wir eine klapprige Pferdekutsche und ratterten damit durch die Stadt. Wir fuhren hinaus in die Außenbezirke, wo man aufatmen konnte und nicht so ein Gedränge herrschte. Die Mittelmeerlandschaft erstreckte sich friedlich vor uns, lange Reihen von Orangenbäumen leuchteten in der Sonne. Verwirrt fragte ich, ob das Chaos, das in Valencia herrschte, eher dem Krieg, der Revolution oder »Spanien an sich« geschuldet war.

»Allen dreien«, meinte Kennedy. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich in die USA zurücksehne.«

Als ich erwiderte, ich fände Spanien aufregend, sah er mich mit einem säuerlichen Lächeln an.

»Hören Sie, Kollegin, ich habe die Nase voll von der Bürokratie und dem Ärger mit der Zensur und davon, dass es hier keine genießbaren amerikanischen Zigaretten gibt oder anständig aussehende Frauen, die als

Begleiterin für ein Abendessen taugen. Für mich ist das längst kein großes Abenteuer mehr. Aber Sie werden schon sehen.«

Ich musste einen so geknickten Eindruck gemacht haben, dass er nach kurzem Schweigen hinzufügte: »Aber Madrid ist nicht ganz so schlimm. Die Stadt steht zwar täglich unter Artilleriebeschuss, und das Essen ist scheußlich, aber wenigstens hat man dort etwas anderes zu tun, als sich mit lauter Leuten zu streiten, deren einziges Wort, das sie kennen, *mañana* ist. Dort gibt es unzählige Korrespondenten, und wenn Ihnen nach ein bisschen Action ist, fahren Sie zur Front raus. Anders als in diesem Provinznest; hier weiß die Hälfte nicht einmal, dass Krieg ist.«

Mir waren die vielen Männer im militärdiensttauglichen Alter in den Straßen von Valencia aufgefallen, die nichts Besseres zu tun zu haben schienen, als Zahnstocher kauend in der Sonne herumzustehen. Das erschien mir merkwürdig, wo sich der Krieg doch gerade in einer kritischen Phase befand; Kennedy erklärte mir, da Valencia noch nicht angegriffen worden sei (nur der Hafen sei ein paarmal vom Meer her bombardiert worden, mehr nicht), betrachteten viele Menschen den Krieg als lokale, auf Madrid begrenzte Angelegenheit. Wir fuhren am Strand vorbei und sahen drei Polizisten sich einen Weg durch das Gedränge bahnen; hin und wieder blieben sie stehen, um eine Gruppe von Männern anzusprechen und etwas in ihre Notizbücher aufzunehmen. Kennedy erklärte mir, das sei die übliche Methode, Müßiggänger für die Armee anzuwerben.

Am selben Tag aßen wir mit Captain »Pinky« Griffiss, dem amerikanischen Air-Force-Attaché, und zwei französischen Piloten, die nur »Jean« und »Henri« genannt wurden, im Hotel zu Abend. Soweit ich es mitbekam, waren beide die schwarzen Schafe ihrer französischen Familien.

Berufspiloten wurden von der spanischen Regierung fürstlich entlohnt, und die beiden hatten angeheuert, um ihre Spielschulden zurückzubezahlen. Sie unterhielten uns mit ihren Heldentaten in der Schlacht von Guadalajara. Später erfuhr ich, dass sich ihre Tätigkeit auf Patrouillenflüge über Valencia beschränkte und ihre Geschichten frei erfunden waren. Wie dem auch sei, der Abend mit ihnen war sehr kurzweilig, und tags darauf gingen wir alle zu einem Stierkampf.



Die Stierkampfarena befand sich im Stadtzentrum und leuchtete wie eine riesige Grapefrüthälfte in der Sonne. Es war voll und laut, und in der Luft hing ein schwerer Geruch nach Schweiß und Tabakrauch. Von der pittoresken Eleganz früherer Zeiten war nichts mehr zu spüren, denn das übliche eintönige Schwarz herrschte vor, gesprenkelt mit den Khakifarben von Milizangehörigen.

Der Torero hingegen trug traditionelle Tracht – dreieckiger Hut, rosa Strümpfe, Schnallenschuhe und eine reich verzierte, aber schäbige blaue Brokatuniform. Er wurde mit lautem Beifall begrüßt, dann begann das Spektakel.

Ich hatte noch nie einem Stierkampf beigewohnt, und der Anblick des Stiers, der mit den Hufen scharrte, während ihm links und rechts das Blut hinabströmte, verursachte mir Übelkeit. Die meiste Zeit konnte ich gar nicht hinsehen. Ein kleiner dunkelhaariger Spanier neben mir beschwerte sich lauthals, allerdings aus anderen Gründen. Er erklärte mir, es sei eine klägliche Vorstellung, weil die großen Stiere im Süden gezüchtet würden, und der Süden gehöre Franco. »Verfluchter Krieg«, knurrte er, »und sehen Sie sich diesen Matador an. Der sollte besser gegen 'ne Kuh kämpfen.«

Der Stierkämpfer wirkte in der Tat unbeholfen, und die Menge buhte; Hüte und Orangenschalen segelten in die Arena. Plötzlich kletterte ein betrunkenener Milizionär über die Begrenzung, torkelte auf die Kampffläche und entriss dem Matador den roten Umhang. Der schrie ihn wütend an, während ein paar Aufseher angerannt kamen, um ihn zurückzuzerren. Doch bevor sie ihn erreichten, wedelte der Eindringling gekonnt mit dem roten Umhang, sodass der Stier hinter ihnen her stürmte. Der Matador und die Aufseher flüchteten sich hinter die Absperrung, die Menge brüllte vor Begeisterung.

Zwanzig Minuten lang kämpfte der Milizionär gegen den Stier. Fünfmal versuchten die Aufseher, ihn zurückzuziehen, und fünfmal sorgte er dafür, dass das Tier sie schnaubend verfolgte. Doch plötzlich griff der Stier ihn an. Mit dem rechten Horn spießte er den Gürtel des Soldaten auf und hob ihn hoch in die Luft. Die Zuschauer sprangen auf und hielten den Atem an, aber der Mann blieb unverletzt. Sein Gürtel riss, und er landete der Länge nach

auf dem Boden, während der Stier quer durch das Kampfrund donnerte. Das gab den Aufsehern die Möglichkeit, den Mann von der Kampffläche fortzuziehen. Mit einer Hand die Hose zusammenhaltend, versuchte er sich mit der anderen zu wehren, was komisch wirkte, aber diesmal wurde er unter großem Applaus auf seinen Sitz zurückverfrachtet. Selbst der misshandelte Spanier neben mir hatte jetzt das Gefühl, auf seine Kosten gekommen zu sein.

\*\*\*

Früh am Montagmorgen brach ich in einem kleinen mit Kisten voller Lebensmitteln, Süßigkeiten und Zigaretten beladenen Wagen nach Madrid auf. Der Fahrer war ein spanischer Anarchist, und meine beiden Mitreisenden waren eine amerikanische Journalistin namens Milly Bennett (die für die Propagandaabteilung der republikanischen Regierung arbeitete) und ein katholischer Priester.

Mich erstaunte die Anwesenheit eines katholischen Priesters in einem der Kirche feindlich gesinnten Umfeld, und ich fragte mich, warum er frei herumlief. Er war ein alter Mann mit hinterlistigem Gesicht und nikotingelben Fingern. Wir waren noch nicht weit gekommen, als er in schlechtem Französisch eine höfliche Unterhaltung begann.

»Sie sind, nehme ich an, Anarchistin?«

»Nein«, sagte ich.

»Kommunistin?«

»Nein.«

»Trotzkistin?«

An dieser Stelle schaltete sich Milly Bennett ein. »Sagen Sie dem alten Teufel, er soll die Klappe halten.«

Ich fürchtete, dass er das verstanden hatte, aber sie meinte, er sei ihr zuvor schon einmal begegnet, daher sei sie sich sicher, dass er kein Englisch spreche. »Ich kenne den alten Schwindler, er ist eine Art Vorzeigepriester. Er reist durch Frankreich und hält Propagandavorträge –

sagt, die Priester würden im republikanischen Spanien gut behandelt. Er hat schon einen Haufen Geld verdient.«

Milly Bennett hatte ein Gesicht wie ein Äffchen und trug eine Hornbrille mit dicken Gläsern. Sie hatte eine starke provokative Persönlichkeit, und ich mochte sie auf Anhieb. Sie war aus Moskau gekommen, wo sie mehrere Jahre bei der *Moscow Daily News* gearbeitet hatte. Obwohl sie politisch links stand, gab sie an diesem Morgen eine bittere Prognose zum Besten und kritisierte die Verhältnisse ganz offen.

»Man braucht sich nur diese Straße hier anzusehen«, sagte sie. »Hier müssten jede Menge Laster mit Lebensmitteln für Madrid fahren, aber die Politiker scheren sich einen Dreck.«

Die schmale Asphaltstraße wand sich kilometerlang durch eine ausgedörrte Hügellandschaft. Die Eisenbahngleise, die von der Küste nach Madrid führten, waren zerbombt worden, sodass diese Straße die einzige Verbindungslinie der Hauptstadt zur Außenwelt war. Es herrschte wenig Verkehr, und auf den gesamten dreihundertzwanzig Kilometern zählten wir nur zwanzig Lastwagen. Das lag zum einen am Treibstoffmangel, aber auch, wie ich später erfuhr, an mangelnder Organisation.

Ungefähr einhundertsechzig Kilometer von Valencia entfernt hielten wir in einem kleinen Dorf an und aßen in einem Gasthof zu Mittag. Der Raum war dunkel, und eine schmuddelige Frau in einem blauen Kleid wischte mit einem Lappen tote Fliegen und Brotkrümel vom Tisch. Dann brachte sie uns ein Omelett, Brot und Wein.

Als sich der anarchistische Chauffeur zu uns an den Tisch setzte, tätschelte ihm der Priester den Rücken und meinte, er sei ein guter Junge. Milly Bennett erzählte mir (auf Englisch, das beide Männer nicht verstanden), er sei bei der Aragonien-Offensive verwundet worden, habe ein Loch von einer Kugel im Oberschenkel, und die Wunde sei noch nicht verheilt, aber sobald es ihm wieder einigermaßen gut gehe, wolle er an die Front zurückkehren. Er habe in einem anarchistischen Regiment ohne Offiziere gekämpft. Der Großteil sei ausgelöscht worden.

Die Anarchisten waren gegen jede Art von Organisation. Sie glaubten, dass Menschen, die sich selbst überlassen werden, instinktiv gut handelten,

während eine organisierte Gesellschaft immer im Bösen münde. Deshalb waren sie ohne Anführer in den Krieg gezogen. Schon bald sollte uns ein Beispiel dieses idealistischen, aber unpraktischen Credo vor Augen geführt werden, als wir wenige Kilometer weiter an einem Wagen vorbeikamen, dem der Sprit ausgegangen war. Unser Chauffeur hielt an und gehorchte seinen guten Instinkten, indem er etwas von unserem Benzin abzweigte. Mit dem Ergebnis, dass unser Wagen eine Stunde später ein unschönes Husten von sich gab und wir uns in der gleichen Notlage wiederfanden. Milly sagte: »Und – verstehen Sie jetzt diese Philosophie? Wir warten einfach, bis ein weiterer Anarchist des Weges kommt.«

Fast eine Stunde saßen wir in der heißen Sonne am Straßenrand. Schließlich tauchte ein »Genosse« auf, gab uns ein wenig Sprit ab, und weiter ging es.

Der Priester platzte fast vor Neugierde bezüglich meiner Überzeugungen und bemühte sich erneut, mich politisch zu verorten. Diesmal versuchte er, mir etwas aufzuschwatzen. »Vielleicht neigen Sie zu ... nun, sagen wir, zum Trozismus? Man kann unmöglich keine Anschauung haben; niemand kommt ohne eine *idée fixe* nach Spanien ...«

Wieder fuhr Milly dazwischen, sodass er endlich in Schweigen verfiel.

Ungefähr 65 Kilometer vor Madrid wurden wir von einer Straßenwache angehalten, die uns sagte, wir müssten auf eine Nebenstraße ausweichen und eine Umleitung über das Städtchen Alcalá de Henares nehmen. Die Hauptzugangsstraße nach Madrid sei im weiteren Verlauf unter feindlichem Beschuss. Es wurde allmählich dunkel, und die Männer warnten uns, dass die Scheinwerfer unseres Wagens womöglich nicht ausreichen würden. Aber glücklicherweise war Vollmond, das half ein bisschen.

Um neun Uhr abends schaukelten wir die Gran Vía, Madrids Hauptstraße, entlang. Die Stadt war restlos verdunkelt, und auf den Straßen war es still und niemand war zu sehen. Die Stille war bedrückend, und es herrschte eine merkwürdige Atmosphäre, als kündigte sich ein Unheil an. Plötzlich wurde die Ruhe von Artilleriegrollen unterbrochen. Ich hatte noch nie zuvor das Geräusch des Krieges vernommen und spürte, wie mein Herz schneller schlug.

Die anderen waren indes unbeeindruckt, und als wir am Hotel Florida ankamen, ging Milly vor, um einen Gepäckträger zu holen, der die Kisten mit den Lebensmitteln hineintrug. Während sie weg war, beugte sich der Priester hinab, schlitzte mit seinem Taschenmesser einen Karton auf und stahl drei Schachteln Chesterfield-Zigaretten. Er sah mich lächelnd an, legte den gelb verfärbten Zeigefinger an die Lippen und machte: »Pscht!«

## SPRENGSTOFF

Mein Zimmer im Hotel Florida befand sich im vierten Stock, und diese Tatsache stempelte mich als Amateurin ab: Leute, die sich auskannten, wohnten so nahe am Erdboden wie möglich, um sich bei Luftangriffen schnell in Sicherheit zu bringen. Doch das Hotel war überfüllt, daher war die einzige Alternative, die mir der Hoteldirektor anbieten konnte, in ein großes Außenzimmer im dritten Stock umzuziehen; aber auch das hatte seine Nachteile. Es lag zu einem großen Platz hin und überblickte ein graues Dächergewirr, das in der Ferne in eine sanft geschwungene grüne Hügellandschaft überging. Und diese Hügel gehörten dem Feind. Obwohl ich mich so in der direkten Schusslinie von Granaten befand, weigerte sich der Rezeptionist, mir ein anderes Zimmer zu geben. Er meinte, die Innenzimmer seien dunkel und stickig, im Übrigen, setzte er hinzu, sei das Hotel kein militärisches Ziel, sodass eine Granate allenfalls unabsichtlich in meinem Zimmer landen würde.

Nachts dunkel und düster, verwandelte sich Madrid am nächsten Morgen in eine völlig neue Welt. Die Sonne schien, und die Luft war erfüllt von den Geräuschen alltäglicher Betriebsamkeit. Ich beugte mich zum Fenster hinaus und sah, dass der Platz vor Menschen wimmelte. Milizionäre in ihren Khakiuniformen und roten Bändern um den Hals bahnten sich einen Weg zu dem Café auf der anderen Straßenseite, während Hausfrauen mit schwarzen Kopftüchern und kleinen Kindern im Schlepptau eilig ihre Besorgungen verrichteten. Drei Frauen mit wasserstoffperoxidblond gefärbten Haaren stakten in Stöckelschuhen über den unebenen Bürgersteig, während eine Gruppe junger Männer mit dunkelblauen Baskenmützen und Zahnstochern im Mund ihnen interessiert nachsah. Eselkarren holperten über das Kopfsteinpflaster, Zeitungsverkäufer priesen laut ihre Ware an, und aus einem Kino eine Querstraße weiter schallte die